

Bernhard Grom 

Religiöse Sozialisation in der Familie

Zur Bedeutung eines unterschätzten Lernorts

Sahen viele Prognosen bis vor kurzem noch die Institution Familie dem Untergang geweiht, so kommen neuere empirische Untersuchungen zu dem Schluß, daß die Familie in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht verschwindet, sondern sich in verschiedenen Formen pluralisiert, in diesem Wandel aber erstaunlich stabil bleibt, häufig Lebenszufriedenheit gewährleistet und von jungen Menschen als Lebensziel hochgeschätzt wird.

Diese Einsicht dürfte auch das Verständnis fördern für die Tatsache, daß die Familie in modernen westlichen Gesellschaften in religiöser Hinsicht ein entscheidendes Sozialisationsfeld, ein herausragender Lernort des Glaubens ist. Sie ist dies so sehr, daß jemand, der nicht in einem religiös-kirchlichen Elternhaus aufwächst, nur unter besonders günstigen Umständen, die heute so selten sind wie Erwachsenentaufen, einen Zugang zu Glauben und Kirche findet. So erklären von den katholischen Jugendlichen über 16, die sich in Westdeutschland als religiös bezeichnen, nur zwei Prozent, ihre Eltern hätten „keine besondere Beziehung“ zur Religion gehabt, und weitere zwei Prozent, diese Beziehung sei „teils, teils“ gewesen – gegenüber 62 Prozent, die die Eltern als „sehr religiös“ einstufen (IfD, 1987). Von den 15- bis 18jährigen Sekundarschülern, die in einer niederländischen Befragung sagten, sie hätten durch den christlichen Glauben Lebenssinn erfahren, hatten nur neun Prozent Eltern, die religiös und kirchlich nicht involviert waren – gegenüber 78 Prozent, deren Eltern dies waren (Alma, Heitink, 1994).

Religiöse Sozialisation heute – (fast) nicht ohne Familie

Sind diese Beobachtungen noch recht allgemein, so enthalten andere Untersuchungen konkretere Hinweise. Sie gingen von zwei verschiedenen Ansätzen aus.

1. Einerseits hat man Jugendliche direkt nach der Bedeutung gefragt, die sie ihren Eltern und anderen Bezugspersonen für ihre religiös-kirchliche Entwicklung und Einstellung zuweisen. Bei zwei einschlägigen Untersuchungen nehmen hier die Eltern unangefochten die erste Stelle ein. Sowohl 16- bis 18jährige Schüler (de Vaus, 1983) als auch Studierende (Hunsberger, Brown, 1984) in Australien meinen, Mutter und Vater (die Mutter etwas mehr als der Vater) hätten ihre religiösen

Überzeugungen wesentlich stärker bestimmt als Freunde, Mitarbeiter der Kirche, Lehrer und Verwandte außer den Eltern. Andere, nichtelterliche Einflüsse werden also durchaus anerkannt, aber von den meisten als geringer eingestuft. Die Schüler erklären, für ihr Selbstkonzept seien die engsten Freunde wichtiger als die Eltern, doch seien letztere für ihre religiösen Ansichten maßgeblicher.

Und die Großeltern? Ihr Einfluß wird von den Studierenden zwar nicht als überragend eingeschätzt, darf deswegen aber nicht gering geachtet werden. Einer Befragung von deutschen Berufs- und Gymnasialschülern zufolge empfanden 34 Prozent die religiösen Erziehungsbemühungen ihrer Großeltern als hilfreich und nur 14,5 Prozent als unerwünscht (Hemel, 1989). Die vorgegebenen Einflußmöglichkeiten von Großeltern wurden von den Schülern so gewichtet: Mitnehmen zum Gottesdienst, Tisch- bzw. Abendgebet, Geschenke mit religiösem Hintergrund, Erzählen eigener Erfahrungen, Ermahnungen und Belehrungen, Gespräche über religiöse Fragen und Erzählen biblischer Geschichten.

2. In anderen Studien hat man die Ähnlichkeit der religiösen Überzeugungen und Verhaltensweisen der Jugendlichen mit denen ihrer Eltern und Freunde (oft nur nach der Wahrnehmung der Jugendlichen) untersucht und daraus auf deren Einfluß geschlossen. Obwohl das methodische Vorgehen unterschiedlich war, ergibt sich ziemlich eindeutig folgendes Bild. Sowohl in Österreich und im Ruhrgebiet zu Beginn der 70er Jahre als auch bei Befragungen bei Jugendlichen aus verschiedenen Konfessionen zwischen 1978 und 1991 in den USA, Australien (de Vaus, 1983; Hunsberger, Brown, 1984), Großbritannien (Gibson, 1989), Flandern (Hutsebaut, 1986), den Niederlanden (de Hart, 1990) und Westdeutschland (IfD 1987) zeigt sich, daß religiös-kirchliche Überzeugungen und Verhaltensweisen mit um so größerer Wahrscheinlichkeit übernommen werden, je mehr Bedeutung die Herkunftsfamilie der religiösen Erziehung beimißt – obwohl die Weiterführung des religiös-kirchlichen Lebens mit zunehmendem Alter auch von außerfamilialen Einflüssen abhängt. Zu diesen gehört einer Allensbach-Umfrage zufolge die Teilnahme an einer Jugendgruppe, an Jugendgottesdiensten, Freizeitlegern der Pfarrgemeinde, Kirchenchor u. a. (IfD, 1987).

Joep de Hart (1990) hat bei 3532 niederländischen Sekundarschülern zwischen 14 und 18, von denen fast die Hälfte keiner Konfession angehörte, sehr differenziert ermittelt, wie bei allen fünf Aspekten ihrer Religiosität, die er untersuchte – der Bedeutung, die sie der Religion zumessen, der Kirchenmitgliedschaft, der Kirchengangshäufigkeit, der Gebetshäufigkeit und dem Bibellesen –, die Korrelation mit der (wahrgenommenen) Bedeutung, die die Eltern der religiösen Erziehung zuerkennen, stärker war als mit den vier weiteren Einflußquellen, nach denen man fragte, nämlich: Gespräche mit Gleichaltrigen über Religion, Teilnahme am Konfirmandenunterricht sowie religiöse Diskussionen in der Schule, Gespräche mit Mitarbeitern der Kirche und Nutzung religiöser Rundfunk- und Fernsehsendungen. So hat die Gebetshäufigkeit zur religiösen Familienerziehung

eine Beziehung, die fast viermal so stark ist wie zu Gesprächen mit Mitarbeitern der Kirche; religiöse Gespräche mit Gleichaltrigen scheinen die Gebetshäufigkeit überhaupt nicht zu beeinflussen. Dazu de Hart: „Die religiöse Erziehung im Elternhaus ist von allen Kontexten, die wir untersucht haben, der bei weitem wichtigste Faktor, der die religiöse Einstellung der Schüler prägt. Andere Sozialisationfelder sind nur in der Verbindung mit ihm von Bedeutung.“

Die herausragende Bedeutung des Elternhauses ist kein Monopol. Der Einfluß von gleichaltrigen engen Freunden (und später auch des Lebenspartners und des Bekanntenkreises) nimmt mit der Ablösung vom Elternhaus in vielen Bereichen – etwa Kleidung, Musikgeschmack, Freizeitaktivitäten – sicher zu, doch bleibt bei religiösen Fragen das Gewicht der Eltern überraschend stark. Hutsebaut (1986) hat festgestellt, daß sich Jugendliche mit Glaubenszweifeln zuerst an die Eltern und erst in zweiter Linie an ihre Freunde wenden, und nach de Vaus (1983) besteht ein Unterschied zwischen Glaubensüberzeugungen und religiöser Praxis, wenn diese bei den engsten Freunden anders sind als bei den Eltern. Dann neigen nämlich 16- bis 18jährige dazu, in den religiösen Überzeugungen weithin den Eltern zu folgen – vielleicht weil sie diesen mehr weisheitliche Kompetenz zutrauen, vielleicht auch, weil sie lieber am Erstgelernten festhalten. In ihrer religiösen Praxis – zumal beim Gottesdienstbesuch –, die sie sich auf keinen Fall mehr von den Eltern vorschreiben lassen wollen, richten sie sich jedoch eher nach den Gewohnheiten und Erwartungen ihrer engsten Freunde. Die These von einer jugendlichen Subkultur trifft im religiösen Bereich also nur eingeschränkt zu, und wenn sich bei Jugendlichen eine Auswahl- oder Patchwork-Religiosität verbreitet, so übernehmen sie diese wohl vor allem von ihren Eltern.

Der Hinweis auf die Bedeutung der Familie besagt auch nicht, daß die Weitergabe des Glaubens gelinge, sofern sie dies nur wolle. So stimmen die niederländischen Jugendlichen in der Studie von de Hart (1983) nur in der Konfessionszugehörigkeit weitestgehend mit den Eltern überein, weisen aber bei allen anderen Aspekten der Religiosität erheblich niedrigere Werte auf, wobei auch die Kinder von religiös stark engagierten Eltern größtenteils deren Vorbild nicht folgen. Auch westdeutsche Umfragen zeigen bei den Antworten zum Gottesglauben, zum Gottesdienstbesuch und zum persönlichen Gebet ein enormes Gefälle zwischen der Generation der Erziehenden und der der jungen Erwachsenen.

In einer säkularisierten Gesellschaft ist die Ersterziehung entscheidend

Man wird dies so deuten müssen: Wer heute religiös erzieht, tut es gegen einen mächtigen Säkularisierungstrend in der modernen Gesellschaft. Und wenn die nachwachsende Generation überhaupt noch einen Zugang zu einem religiös-kirchlichen Leben findet, führt er in erster Linie über die Herkunftsfamilie.

In soziologischer und sozialisationstheoretischer Hinsicht erklärt sich dies wohl dadurch, daß mit dem Wandel der Kirchlichkeit und Religiosität zur Privatsache religiös-kirchliche Glaubensüberzeugungen und Verhaltensweisen nur noch über das persönliche Zeugnis und Vorbild verinnerlicht werden können. Man muß und kann sie nicht mehr als Teil eines allgemein verbindlichen Wertekanons lernen. Vielmehr sind sie ganz in das Belieben der Eltern gestellt: Sie müssen die religiöse Erziehung – wenn sie sie wünschen – selbst besorgen und sie auch bei außerfamilialen Lernorten wie Kindergarten, Religionsunterricht, Gemeindekatechese, Gottesdienst und Jugendarbeit ermöglichen und unterstützen. Die Familie ist im religiösen Bereich zwar weder allmächtig noch „alleinerziehend“, doch bildet sie den Ort der Ersterziehung, der primären Sozialisation. Damit kann sie einerseits den Einstieg ins religiöse Leben grundlegend erleichtern oder dies unterlassen und andererseits die religiösen Anregungen außerfamilialer Lernorte unterstützen oder aber neutralisieren.

Bezeichnenderweise zählen von den westdeutschen Jugendlichen, die die religiöse Einstellung ihrer Eltern übernommen haben, 37 Prozent den Religionsunterricht zu ihren Lieblingsfächern, während dies von den anderen nur sieben Prozent tun; auch beschreiben diese Jugendlichen die Person des Religionslehrers deutlich positiver als die anderen. Bereits der Dritte Familienbericht der Bundesregierung (1979) hat festgestellt, daß auch die schulischen Leistungen eines Kindes bei allen Bemühungen kompensatorischer Erziehung nur zu verbessern sind, wenn die Eltern sie durch ihr ermutigendes Interesse unterstützen. Und die Privatisierung, die auch die Familie erfahren hat, hat auch deren Chancen erhöht, sich stärker auf den emotionalen Austausch zu konzentrieren und – sofern sie kommunikationsfähig ist – zur „wichtigsten Form der Intimgruppe“ (R. König) zu werden, in der „nahezu alle anderen individuellen Einflüsse der Umwelt miterlebt, mitgeteilt und familienselektiv interpretiert und verarbeitet werden“ (G. Wurzbacher).

Es mag zutreffen, daß sich mit zunehmender Berufstätigkeit der Mütter und mit dem häufigeren Leben der Kinder in getrennten Institutionen mit mehreren Betreuungspersonen und spezialisierten pädagogischen Angeboten („Verinselung“: Zeiher, 1983) die Eltern-Kind-Interaktionen verringern; doch haben Beziehungen, die für die soziale und religiöse Entwicklung unentbehrlich sind, nirgends eine bessere Chance, so zweckfrei, ganzheitlich und dauerhaft zu werden wie in der Familie. Am wahrscheinlichsten wird diese Möglichkeit wohl dann verwirklicht, wenn ein „positiv-emotionales Klima“ mit befriedigender Konfliktlösung, positivem gefühlsmäßigem Austausch und starkem Zusammenhalt entstehen kann (Schneewind, 1991, 160). Der Gottesdienst wird feierlicher, der Sakramentenunterricht systematischer und informationsreicher und die Jugendarbeit gleichaltrigenbezogener sein als das religiöse Leben in der Familie, doch kann der Glaube an keinem Lernort so lebenskontextgemäß, emotional intensiv, regelmäßig und durch das alltägliche Zusammensein plausibilisiert vermittelt werden wie

in ihr – wenigstens grundsätzlich. Oder lerntheoretisch gesprochen: Das Lernen am Modell, durch Instruktion sowie durch Fremdverstärkung und soziale Bestätigung kann in der Familie eine eigene Intensität erreichen.

Damit wird auch begreiflich, von welchen Voraussetzungen eine erfolgreiche religiöse Erziehung in der Familie abhängt; nämlich einerseits von emotional befriedigenden, partnerschaftlichen Eltern-Kind-Beziehungen und andererseits vom Erlebbar- und Verstehbarwerden des Glaubens in Handlungen, Riten und Gesprächen der Familie. Daß dies die Weitergabe des Glaubens fördert und daß emotionale Kälte sowie religiöser Zwang sie verhindert, ist durch mehrere Studien zum emotionalen Klima und Erziehungsstil empirisch belegt (IfD, 1987; Luft, Sorell, 1987; Niggli, 1988). Ein bezeichnendes Detail aus der Allensbach-Umfrage bei katholischen Jugendlichen über 16: Von denen, die sich wie die Eltern als religiös bezeichnen, wurden 44 Prozent mehr gelobt als getadelt; von denen, die die Religiosität ihrer Eltern nicht übernahmen, aber nur 31 Prozent.

Pastoralstrategisch ist aus all dem zu folgern, daß die Kirchen alle Bemühungen um eine wirksame Glaubensvermittlung familienorientiert gestalten, das heißt die Familie als wichtigsten Partner der Seelsorge betrachten sollten und die Eltern zur religiösen Erziehung in der Familie ermutigen und befähigen, sie aber auch für die Unterstützung der außerfamilialen Angebote der Kirche gewinnen.

Die meisten Eltern wünschen eine religiöse Erziehung

Diese Folgerung beschreibt eine Aufgabe; sie gibt keine Erfolgsgarantie. Denn einerseits unterhalten die meisten jungen Eltern nur noch eine „lockere Gelegenheitsbeziehung“ zur Kirche (A. Dubach), was sich darin zeigt, daß beispielsweise von den katholischen Deutschschweizern, die ein Kind taufen lassen, nur 12 Prozent jede Woche und 21 Prozent einmal im Monat den Gottesdienst besuchen (SPI, 1989). Von den Westdeutschen erwarten nur wenige von der Kirche Ehe- und Familienseminare und praktiziert nur noch eine Minderheit das gemeinsame Gebet in der Familie (Martin, 1981). Doch andererseits wünscht die Mehrheit der Eltern eine religiöse Erziehung ihrer Kinder, mag diese auch wenig bewußt kirchlich und zum Teil nur Garant eines Existenzminimums an Ethik und Lebenssinn in einer verwirrenden Meinungsvielfalt sein. Von den westdeutschen Müttern mit Kindern unter 17 stimmen 64 Prozent der Aussage zu: „Für die seelische Entwicklung der Kinder ist es wichtig, daß man die religiösen Fragen der Erziehung nicht einfach übergeht.“ 60 Prozent meinen auch: „Religiöse Feste wie Weihnachten und Ostern sind für Kinder wichtig, und man sollte sie auch im religiösen Sinn begehen, z. B. mit Kirchenbesuch, Lesungen, Gebet oder auch Gespräch in der Familie über religiöse Fragen.“ Auch erklären 50 Prozent von ihnen: „Schon mit Kleinkindern sollte man jeden Abend beten“ (Schmidtchen, 1984).

Von den Westdeutschen über 18 halten 63 Prozent eine religiöse Feier bei der Geburt eines Kindes für wichtig (Noelle-Neumann, Köcher, 1993). Auch sind die Kirchen mit den Lebenswenderitualen Firmung/Konfirmation im Westen immer noch weitgehend konkurrenzlos, wenn auch viele Eltern darin vor allem eine schöne Familienfeier sehen. Familiengottesdienste sind sehr beliebt, allerdings besucht man sie nur, wann man will, und delegiert – wie beim Firm- und Konfirmandenunterricht – die Aufgabe fast ganz an die kirchlichen Experten. Für 68 Prozent der katholischen Deutschschweizer, die ein Kind taufen lassen, ist die religiöse Erziehung ein recht großes Anliegen, doch „in den mündlichen Interviews mit den jungen Eltern konnte ein verbreitetes Gefühl der Hilflosigkeit in bezug auf die religiöse Erziehung der Kinder festgestellt werden. Die jungen Eltern sind sich bewusst, in einer anderen Zeit als ihre eigenen Kinder groß geworden zu sein, und sie fühlen sich heute in der veränderten gesellschaftlichen Situation hinsichtlich der Weitergabe des Glaubens an ihre Kinder unsicher“ (Dubach, 1989, 135). Für viele war die eigene religiöse Erziehung mit Zwang und Angst verbunden, die sie ihren Kindern ersparen wollen. Sie anerkennen die Kompetenz der Kirche für die religiöse Kindererziehung, sind freilich wenig bereit, deren Bemühungen aktiv zu unterstützen und überlassen die Entscheidung, zum Gottesdienst zu gehen oder nicht, lieber dem Kind.

Das Bild ist diffus, doch läßt es eines deutlich erkennen: Religiosität und Kirchlichkeit bedeuten dem einzelnen und der Familie wesentlich mehr als der Gesellschaft, obwohl deren Pluralisierung und Säkularisierung den Willen der Eltern zu religiöser Erziehung schwächt. Die Ansprechbarkeit der Eltern für religiöse Erziehung ist größer, als der zurückgegangene Gottesdienstbesuch vermuten läßt. Eine konsequente Familienorientierung der Seelsorge stößt zwar bald auf die Grenzen, die die unverbindliche Touch-and-go-Mentalität ihr setzt, und niemand darf von ihr eine Rückkehr zu volkskirchlichen Verhältnissen erwarten, aber sie lohnt sich. Wie läßt sich dieses Potential nutzen?

Eine familienorientierte Pastoral- bzw. kirchliche Eltern- und Familienarbeit sollte nach allem, was oben ausgeführt wurde, optimalerweise ein dreifaches Ziel umfassen: 1. Grundlegende Hilfen zu einem emotional befriedigenden Zusammenleben, das heißt zu Kommunikations- und Problemlösefähigkeit, zur Allgemeinerziehung und zur gegenseitigen sozialen Unterstützung entsprechend dem Familienzyklus. 2. Ermutigung zu einer Gesprächsfähigkeit und Familienkultur, in der der Glaube gelebt, gefeiert und bezeugt wird – auch im Zusammenwirken mit der Pfarrgemeinde. 3. Ermöglichung von Kontakten mit anderen, gleichgesinnten Familien, um so neue Begegnungen, aber auch soziale Bestätigung und Anregung für eine christliche Familienkultur zu erfahren. Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf das zweite Grundziel. Sie beleuchten zuerst Inhalte und Formen religiösen Lebens und Lernens in der Familie und dann mögliche Anlässe kirchlicher Eltern- und Familienarbeit.

Religiöses Leben und Lernen in der Familie

Die eigene Art, in der christlicher Glaube in der Familie gelebt und bewußtgemacht werden kann, dürfte anschaulich werden, wenn man überlegt, in welcher Weise das Lernen am Modell, durch Instruktion sowie durch Fremdverstärkung und soziale Bestätigung gerade an diesem Lernort ablaufen kann.

1. *Lernen am Modell* im Sinn von Albert Banduras sozial-kognitiver Lerntheorie bedeutet hier die Chance, daß Kinder und Jugendliche nicht nur durch Unterweisung (Instruktion) und nicht nur durch ferne, medial vermittelte Vorbilder wie Dietrich Bonhoeffer oder Mutter Teresa, sondern bei ihren ersten und lange Zeit emotional nächsten Bezugspersonen („signifikanten anderen“) erfahren können, daß christlicher Glaube eine erstrebenswerte Sinnerfüllung bietet.

Wenn sich diese Wirkung oft zu wenig entfaltet, liegt es nicht nur – wie die erwähnten Untersuchungen belegen – an emotional unbefriedigenden Eltern-Kind-Beziehungen und allgemeiner Kommunikationsunfähigkeit, sondern auch an einer spezifisch religiösen Sprachlosigkeit. Auch in relativ gläubigen Familien ist das persönliche religiöse Denken und Empfinden oft das am besten gehütete Geheimnis, so daß die Kinder den Eindruck gewinnen, das Christentum spiele bei ihren Eltern keine Rolle. Eltern dazu zu ermutigen, auf unaufdringliche und überzeugende Weise auszusprechen, was ihnen der Glaube bedeutet, setzt zunächst voraus, daß man den Irrtum überwindet, sie müßten sich als perfekte Helden des Glaubens präsentieren – wo gerade für kritische Jugendliche das Eingeständnis, daß der Glaube von Zweifeln angefochten und von persönlichen Schwächen beeinträchtigt wird, meistens viel glaubwürdiger wirkt. Es erfordert auch die Einsicht – die man am sichersten in Eltern- oder Bibelkreisen erwerben könnte –, daß Eltern nicht in der traditionellen kirchlichen Verkündigungssprache reden müssen, die sie oft als starr und erfahrungsfremd empfinden, sondern das Recht haben, ihr religiöses Denken und Empfinden in eigenen Worten auszudrücken, und daß sie auch die Fähigkeit haben, dies zu lernen, selbst wenn sie sich anfangs wie buchstabierende Erstkläßler vorkommen.

Schließlich müßte man zusammen mit den Eltern überlegen, welche Anknüpfungspunkte sich für das vorbildwirksame rechte religiöse Wort im rechten Augenblick anbieten und wo man gegebenenfalls gemeinsam feiern und beten kann. Wie kann man das Brauchtum zur Advents-, Weihnachts- und Osterzeit oder auch zum Erntedank zum gemeinsamen Erlebnis werden lassen und dabei auch ein Stück Glauben sinnhaft bewußtmachen? Könnten die Rituale, die sich um das gemeinsame Essen, das Zu-Bett-Gehen, die Geburtstage und den Hochzeitstag entwickeln, ein Element enthalten, das auf die religiöse Bedeutung des gemeinsam Erfahrenen hinweist, etwa in einem Gebet? Welche Formen von Tischgebet und Abendgebet halten Eltern für angemessen? Und könnte zum Brauchtum nicht auch ein von der ganzen Familie getragenes so-

ziales Engagement gehören? Etwa das regelmäßige einfachere Essen, dessen Ersparnisse man einem Hilfswerk für Hungernde überweist, oder das Herstellen von Artikeln, die bei einem Bazar verkauft werden, oder Kontakte mit einem Behinderten, einem Ausländer u. ä. Im Judentum, das man zu Recht als Familienreligion bezeichnet hat, werden seit eh und je Schabbat, Pesachfeier und Laubhüttenfest in der Familie gefeiert, und es ist bekannt, wie stark dies Kinder beeindruckt. Ähnlich, wenn in manchen evangelischen Familien der Vater seine Kinder um Vergebung für alles Unrechte bittet, bevor er zum Abendmahl geht. Das läßt sich nicht einfach nachahmen, doch regt es an nachzudenken, wie das religiöse Feiern in der Familie stärker entwickelt werden kann und wie die Eltern sowohl bei Familiengottesdiensten als auch bei der Feier zur Erstkommunion, Firmung oder Konfirmation bis in den Ritus hinein mitwirken könnten.

2. *Lernen durch Instruktion*, das heißt durch Unterweisen und Nachdenken, soll – über die einzelnen Impulse einer Modellperson und über momentane innere Regungen hinaus – die Einsicht in Glaubensüberzeugungen und Verhaltensnormen fördern. Während die Predigt sowie der Religions- und Sakramentenunterricht zusammenhängender vom Glauben sprechen können, dies allerdings stets in Gruppen tun, haben Eltern den Vorteil, mit ihren möglicherweise recht improvisierten, knappen Bemerkungen unmittelbarer auf den Lebenskontext des einzelnen Heranwachsenden eingehen zu können. Das gilt für die bereits erwähnten Anknüpfungspunkte bei Ritualen und Bräuchen ebenso wie für das gelegentliche Gespräch, in dem man auf Themen wie Beruf, Ehe, Kinder, Hunger in der Welt, Unterdrückung, Krieg, Tod, Glück oder Kirche kommt und vielleicht in einfachen Worten auf die Grundwerte Freiheit, Gerechtigkeit und Geschwisterlichkeit hinweist, die einem als Christ wichtig sind. Hier kann die Untersuchung von Hutsebaut (1986) daran erinnern, daß Jugendliche religiöse Fragen zwar am liebsten selber lösen, sie aber – wenn dies nicht gelingt – am ehesten mit den Eltern erörtern. Eltern, die gesprächsbereit sind, bleiben also auch in religiöser Hinsicht wichtige Gesprächspartner für sie.

3. *Lernen durch Fremdverstärkung und soziale Bestätigung* gelingt der Familie in besonderer Weise, sofern die Eltern-Kind-Beziehung so positiv ist, daß die Anerkennung durch die Eltern für den Heranwachsenden einen hohen Belohnungswert erhält. Dann können ihm Eltern – durch Anerkennung und Ermunterung, ohne Druck – zu verstehen geben, daß ihnen sein Gottesdienstbesuch, seine aktive Mitarbeit im Religions- und Sakramentenunterricht sowie in der Jugendarbeit wichtig sind. Diese Motivation religiösen Verhaltens ist zwar extrinsisch, doch ist jede kulturelle und religiöse Entwicklung auf diese Stütze angewiesen, und Kinder registrieren sehr genau, was ihnen bei den Eltern Anerkennung einbringt und was nicht. Wenn sich Erzieher religiös neutral verhalten, neutralisieren sie die Bemühungen der kirchlichen Mitarbeiter.

Anlässe kirchlicher Eltern- und Familienarbeit

Was kann man tun, um die Eltern und Kinder mit der Pfarrgemeinde zu vernetzen und die Familie bei der Praxis und Weitergabe des Glaubens zu unterstützen? Dieser pastorale Bereich ist vielerorts unterentwickelt, weil er bei den Eltern enorme Schwellenangst, Delegationsmentalität und Terminschwierigkeiten zu überwinden hat, sich an ihren aktuellen Interessen ausrichten muß und deshalb viel schwerer zu organisieren ist als etwa Religionsunterricht. Eltern- und Familienarbeit ist auch zeitaufwendig und erfordert in Pfarrei und Region die nötige Zahl von Mitarbeitern, die sich dieser Aufgabe widmen. Obwohl nicht alle Arbeitsformen in allen Gemeinden möglich sind, sollen im folgenden Anlässe genannt werden, die grundsätzlich in Frage kommen.

Das Taufgespräch mit den Eltern, die ein Kind zur Taufe anmelden, bietet Gelegenheit, den Kontakt mit Pfarrer und Gemeinde zu überdenken und auch auf Hilfen hinzuweisen, die die Gemeinde jungen Eltern bietet. In größeren Pfarreien hat man im Anschluß an die Taufe die Eltern zu mehreren Gesprächskreisen über Glaube und religiöse Erziehung eingeladen. Zu den Hilfen, die katholischen Eltern, die ein erstes Kind taufen lassen, zur Verfügung stehen, gehören seit 1967 die 40 „Elternbriefe: Du und wir“, die ihnen (neuerdings) halbjährlich, unentgeltlich bis zum Ende der Grundschulzeit zugeschickt werden und Ratschläge zur gesamten Erziehung einschließlich der religiösen enthalten. Dieses Medium erwies sich in der bisherigen Form allerdings als unbefriedigend, weshalb die Herausgeber derzeit eine Neukonzeption erarbeiten.

In den evangelischen Kirchen wurden nach norwegischem Vorbild die Aktivitätspakete „tripp trapp“ entwickelt, die auf eigene Kosten im Jahresabonnement zu beziehen sind. Sie geben den Eltern ganzheitliche, kreative Anregungen samt den nötigen Materialien und können auch Gespräche in Elternkreisen anstoßen.

Mutter-Kind-Gruppen (Krabbelstuben, Mini-Clubs) sind Spiel- und Gesprächsangebote für Mütter mit Kindern von eins bis vier Jahren, einmal pro Woche, sei es mit einer ausgebildeten Leiterin, sei es in eigener Regie der Mütter.

Elternabende für Eltern von Kindergarten- und Kindertagesstättenkindern: Wenn man Themen wie „Hygiene und Ernährung“, „Spielen und Spielzeug“, „Soziales Verhalten“ u. ä. kompetent behandelt, findet auch das Thema „Mit Kindern beten“ meistens Interesse.

Die Vorbereitung auf Erstkommunion, Firmung oder Konfirmation wird zwar größtenteils von Gruppenmüttern und -vätern geleistet, doch wäre darüber hinaus zu wünschen, daß möglichst alle Eltern ihr Kind selber unterweisen oder sich in anderer Form an dieser Aufgabe beteiligen. Das in Chile entstandene Konzept einer „catequesis familiar“, das eine zweijährige Begleitung der Eltern von Erstkommunionkindern vorsieht, mag anspruchsvoll sein, doch lohnt es sich auszuprobieren, welche Elemente bei uns adaptierbar sind. Evangelische Pfarrer haben

vom Hausbesuch über Elternabende bis zu Wochenenden und zur Mitarbeit der Eltern beim Konfirmandenunterricht mit einigem Erfolg verschiedene Formen der Konfirmandenelternarbeit erprobt.

Weitere Möglichkeiten der Eltern- und Familienarbeit sind Veranstaltungen für Eltern und ihre Jugendliche über Themen, die beide Generationen angehen und die sie neu miteinander ins Gespräch bringen können; Familienfreizeiten oder kürzere Einheiten wie ein gemeinsam verbrachtes Wochenende oder ein Sonntag; Familienkreise (Familiengruppen), die vier bis 12 Personen umfassen und – möglichst ohne Konfessionsverschiedene, kirchlich wenig Aktive und Alleinerziehende auszuschließen – einmal im Monat zusammenkommen und die Themen für ihren Erfahrungsaustausch selbst bestimmen; Familiengottesdienste, die nach Möglichkeit von Eltern bzw. Elterngruppen vorbereitet werden sollten.

Kontakte der Religionslehrkräfte mit den Eltern ihrer Schüler scheitern zwar oft an der Schwellenangst der Eltern vor Lehrer und Schule, an ihrem religiösen Desinteresse oder an der Überlastung der Lehrer. Trotzdem gibt es ermutigende Beispiele von kleinen Schritten: Als Religionslehrkraft an Elternabenden teilnehmen, um Vertrauen aufzubauen; für die Eltern von Grundschulern Elternabende anbieten, wo über Erwartungen an den Religionsunterricht, aber auch über christliche Feste und das Beten in der Familie gesprochen wird; zu Beginn der Grundschulzeit oder der Sekundarstufe I in einem Brief den Eltern das Konzept des Religionsunterrichts erläutern und um ihre Unterstützung werben; sich in der Schule für Sprechstunden bereit halten.

Diese Übersicht dürfte auf ihre andeutende Weise zeigen, daß eine aktive Familienpastoral die religionspädagogische Kompetenz der Eltern nicht durch ein einzelnes großes Rezept, sondern nur durch einen Verbund von vielerlei Anregungen zu stärken vermag.

Literatur: H. A. Alma, G. Heitink, Having faith in young people's world view and their life pattern, in: JET 7 (1994) 2, 52–74; J. de Hart, Impact of religious socialization in the family, ebd. 3 (1990), 1, 59–78; D. A. de Vaus, The relative importance of parents and peers for adolescent religious orientation, in: Adolescence 18 (1983) 147–158; A. Dubach, Welt- u. Lebensdeutung junger Eltern; Erziehungsziele, in: SPI (1989) 37–76; 123–151; H. M. Gibson, Attitudes to religion and science among schoolchildren aged 11 to 16 years in a scottish city, in: JET 2 (1989) 1, 5–26; U. Hemel, „Wenn sie nicht Christen wären, wäre ich auch keiner“, in: rhs 32 (1989) 230–238; B. E. Hunsberger, L. B. Brown, Religious socialization, apostasy, and the impact of family background, in: J. for the Scientific Study of Religion 23 (1984) 239–251; D. Hutsebaut, Die Rolle d. Bezugspersonen bei d. Vermittlung von Glauben, in: H.-J. Fraas, H.-G. Heimbrock, Rel. Erziehung u. Glaubensentwicklung (Göttingen 1986) 63–81; IfD: Inst. f. Demoskopie Allensbach, Weitergabe d. Glaubens (Ms 1987); G. A. Luft, G. T. Sorell, Parenting style and parent-adolescent religious values consensus, in: J. of Adolscnt Res. 2 (1987) 53–68; N. Martin, Familie u. Religion (Paderborn 1981); A. Niggli, Familie u. rel. Erziehung in unserer Zeit (Bern 1988); E. Noelle-Neumann, R. Köcher, Allensbacher Jb. d. Demoskopie 1984–1992 (München 1993); G. Schmidtchen, Die Situation d. Frau (Berlin 1984); K. A. Schneewind, Familienpsychologie (Stuttgart 1991); SPI: Schweiz. Pastoralsoziol. Institut, Rel. Lebensumwelt junger Eltern (Zürich 1989); H. Zeiher, Die vielen Räume d. Kinder (Weinheim 1983).